

«Fälle, in die Kinder involviert sind, berühren mich besonders»

Die Rechtsmedizinerin Rosa Maria Martinez fühlt sich von der Gerechtigkeit getrieben

REBEKKA HAEFELI (TEXT),
CHRISTOPH RUCKSTUHL (BILDER)

Die Nachricht der Verwaltung richtet sich an die Bewohner eines mehrstöckigen Wohnhauses in der Zürcher City: «Bitte entschuldigen Sie den unangenehmen Geruch. Die Kanalreinigung ist informiert», heisst es auf einem A4-Blatt, das an der Innenseite der gläsernen Eingangstür klebt. Der «Geruch» schlägt einem schon vor dem Haus unangenehm entgegen. Die Rechtsmedizinerin Rosa Maria Martinez, eine ihrer Assistenzärztinnen und ein Praktikant besprechen sich kurz auf dem Trottoir. Dann nehmen sie die Treppe in den dritten Stock. Auch zwei Polizisten sind dabei.

Ein unvergesslicher Geruch

Das Team des Instituts für Rechtsmedizin der Universität Zürich (IRM-UZH) wurde von der Polizei avisiert; diese wiederum erhielt einen Anruf von der Verwaltung. Einer der Bewohner im dritten Stock ist seit zwei Wochen nicht mehr gesehen worden. Seine Sozialbetreuerin hat vergeblich versucht, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Rosa Maria Martinez und ihre Begleiter kennen den Verwesungsgeruch. Die Rechtsmedizinerin sagt: «Einmal in der Nase, vergisst man ihn nie mehr.» Im dritten Stock bereiten sich die IRM-Assistenzärztin und der Praktikant auf ihren Einsatz vor. Über ihre Kleider und Schuhe ziehen sie einen weissen Spurenschutzanzug mit Kapuze. Martinez wartet im Korridor draussen, während die Assistenzärztin und der Praktikant versuchen, die Wohnungstüre aufzustossen. Um sich Zutritt zu verschaffen, müssen sie praktisch über die tote Person hinübersteigen. Sie liegt direkt hinter der Türe.

Als die Türe offen ist, kriechen Maden auf den weissen Plattenbelag im Hausflur. Das IRM-Team stösst auf eine sogenannte Fäulnisleiche. Sie schätzen nach einer eingehenden Untersuchung, dass der Mann bereits etwa eine bis drei Wochen leblos in der Wohnung lag. Die Aufgabe der Assistenzärztin und des Praktikanten vor Ort ist es, die Leiche auf allen Seiten äusserlich zu untersuchen und nach allfälligen Spuren einer Driteinwirkung zu suchen. Etwa eine Stunde bleiben die beiden in der Wohnung.

Keine eindeutige Situation

Der Gestank im Korridor vor der Wohnung ist intensiv. Der Spalt zwischen Türe und Schwelle gibt den Blick auf einen Fuss des Mannes frei, der in einem Turnschuh steckt. Der Schuh liegt in einer bräunlichen Sauce; es ist Fäulnisflüssigkeit. «Passt auf, dass ihr nicht hinfallt», sagt Rosa Maria Martinez zu ihren Kollegen im Innern der Wohnung.

Die Situation, die sie angetroffen haben, ist nicht einfach zu deuten. Möglicherweise wollte die Person gerade die Wohnung verlassen, als sie einen Herzstillstand erlitt. Die Fäulnis ist weit fortgeschritten. Das IRM-Team entdeckt eine Stelle am Hals des Toten, die eine Verletzung sein könnte, möglicherweise aber auch allein vom Madenfrass herrührt. Genauen Aufschluss soll eine weitergehende Analyse im Institut für Rechtsmedizin geben.

Als die Rechtsmediziner ihre Arbeit in der Wohnung beendet haben, diskutieren die Anwesenden über das weitere Vorgehen. Die zuständige Staatsanwältin

wird telefonisch über das Ergebnis der ersten Untersuchung vor Ort informiert. Das IRM-Team schlägt ihr vor, den toten Mann ins Institut mitzunehmen. Die Staatsanwältin stimmt zu. Dann ruft einer der Polizisten das Bestattungsamt an, das den Leichnam abholen und ins IRM bei der Universität Irchel bringen wird.

Der erste Blick kann täuschen

Das Institut befindet sich in einem grauen Flachdachbau am Rand des Irchelparks. Rosa Maria Martinez arbeitet seit zwölf Jahren hier. Sie leitet den Bereich Klinische Rechtsmedizin und widmet sich vorwiegend den «Lebenden», wie sie es ausdrückt. Das bedeutet, sie verantwortet die körperliche Untersuchung von Personen, die beispielsweise Opfer eines Überfalls oder einer Vergewaltigung geworden sind. In ihrem Bereich fällt aber ebenso die Untersuchung von Tatverdächtigen.

Dabei geht es stets darum, gerichtswertbare Beweise zu sichern und den Ablauf eines Ereignisses anhand der Spuren möglichst wahrheitsgetreu nachzuvollziehen und zu dokumentieren. Bei aussergewöhnlichen Todesfällen, abgekürzt AgT, – wie etwa dem Toten in der Wohnung – muss ausgeschlossen werden, dass es sich um ein Gewaltverbrechen handelt; dies auch dann, wenn die Situation an einem Ereignisort auf den ersten Blick auf einen natürlichen Tod oder einen Suizid schliessen lässt.

«Unsere Arbeit ist sehr viel facettenreicher, als sie in Fernsehkrimis dargestellt wird», macht Rosa Maria Martinez klar. Auch wenn sie vor allem für die Untersuchung von lebendigen Personen und nicht von Leichen zuständig ist, gehört das Obduzieren ebenfalls zu ihren Aufgaben. Sie übernimmt regelmässig Tag- und Nachtdienste, rückt zu AgT aus und obduziert in diesen Fällen auch selber. Zudem hat sie sich auf die Päthologie spezialisiert, auf tote Kinder.

Unerwarteter Tod im Spital

«Fälle, in die Kinder involviert sind, berühren mich besonders. Sie gehen mir oft noch länger nach als Delikte von besonderer Brutalität unter Erwachsenen», sagt sie und erinnert sich an einen Tatort, an dem ein Kind tot im Wohnzimmer neben seinem Spielzeug lag. «Die Situation wirkte unreal. Ein Kind ist immer unschuldig und sollte nicht sterben oder sogar umgebracht werden.» Sie habe aber erfolgreiche Strategien gefunden, um von der Arbeit abzuschalten, erzählt sie. Martinez treibt viel Sport; sie joggt, klettert, trainiert ihre Kraft und Fitness und wandert mit ihrem Freund.

Jeden Tag findet im Institut für Rechtsmedizin ein Rapport statt. Dabei werden die Fälle des Vortages und der Nacht vorgestellt. An der Sitzung nehmen die Assistenz- und Oberärzte, die Bereichsleiter und der Direktor des Instituts, Michael Thali, teil. Auf eine Leinwand zuvorverst im Raum werden Fotos von Verletzten und Toten, Bilder von Computertomografien sowie Datenblätter und Fallbeschreibungen projiziert. Rosa Maria Martinez sitzt an einem der Tische und bläst sich die langen Haare aus dem Gesicht. Vor sich hat sie ein Notizbuch und einen Stift liegen.

Im ersten Fall geht es um einen alten Mann, der unerwartet im Spital verstarb, weshalb die Klinik die Polizei informierte. Diese bot wiederum die Rechtsmedizinerin



Die Rechtsmedizinerin Rosa Maria Martinez sieht ihre Arbeit als wichtigen Dienst an der Gesellschaft.

Rosa Maria Martinez sucht in der Freizeit beim Sport Ablenkung von der belastenden Arbeit.

auf. Aus der Krankengeschichte des verstorbenen Patienten geht hervor, dass er zehn Tage zuvor im Heim gestürzt war und Knochenbrüche erlitt. Der diensthabende Arzt des IRM rückte ins Spital aus und nahm dort die äusserliche körperliche Untersuchung, die Legalinspektion, vor. Da er dabei Verletzungen unklarer Ursache feststellte, ordnete die Staatsanwaltschaft die Überführung ins Institut für Rechtsmedizin an. Hier wird der Leichnam bei einer Computertomografie (CT) von Kopf bis Fuss durchleuchtet. Die Ergebnisse der Bildgebung sind entscheidend dafür, ob zusätzlich eine Obduktion angeordnet wird.

Autopsie ohne Skalpell

Der Direktor des Instituts für Rechtsmedizin, Michael Thali, prägte den Begriff «Virtopsy», der die routinemässige Anwendung von bildgebenden Verfahren wie der CT in der Rechtsmedizin bezeichnet. Die Methode wird auch als Autopsie ohne Skalpell bezeichnet. Jeder Leichnam, der ins IRM kommt, wird mit einer CT begutachtet. Auf diese Weise lassen sich Folgen von Verletzungen oder Frakturen entdecken, die äusserlich nicht sichtbar sind, erst recht nicht etwa bei Fäulnisleichen. In manchen Situationen folgt auf die CT- auch noch eine MRI-Untersuchung.

Im Zentrum eines weiteren Falles, der am Morgenrapport präsentiert wird, steht eine Frau, die bei der Polizei eine Vergewaltigung durch drei oder vier Männer angezeigt hat. Die körperliche Untersuchung und Beweissicherung hat ein IRM-Mitarbeiter im Spital durch-

geführt. Manchmal finden die Untersuchungen auch im Kripo-Gebäude an der Zeughausstrasse statt. Hier ist das Forensische Institut von Stadt- und Kantonspolizei Zürich domiziliert.

In einem der zwei Untersuchungszimmer, die im Kripo-Gebäude von den Rechtsmedizinern genutzt werden, befindet sich die sogenannte Fotobox: ein ungefähr zwei Meter hohes, rundes, hell ausgeleuchtetes Fotostudio mit 72 Kameras. In der Mitte befindet sich ein leicht erhöhtes Holzpodest, auf das sich die Probanden in Unterwäsche stellen müssen. Die mutmasslichen Opfer oder Beschuldigten bei Gewaltdelikten können in der Fotobox in diversen Positionen fotografiert werden, damit man Verletzungen detailliert dokumentieren kann.

Kriminalistischer Ehrgeiz

Zum Standardverfahren und zur Beweissicherung in Fällen mit Verdacht auf sexuelle Gewalt dient auch eine eigens dafür entwickelte Untersuchungsbox. Die mintfarbene Box enthält unter anderem ein Körperschema, in das Verletzungen eingezeichnet werden, Abstrichstäbchen zur Sicherung einer allfälligen Fremd-DNA, die man später für DNA-Abgleiche verwenden kann, sowie Behältnisse zum Aufbewahren von Proben wie Blut, Urin, Haaren oder von Partikeln, die unter Fingernägeln entnommen wurden. Die Proben werden im IRM in den Abteilungen für forensische Genetik beziehungsweise Toxikologie ausgewertet.

Am Rapport kommt zudem ein Verkehrsunfall mit unklarer Ursache zur Sprache: Ein Mann prallte mit seinem



Die Instrumente für die Autopsie (oben) und ein Obduktionstisch.

Auto frontal gegen einen Baum. Bei der CT-Untersuchung sahen die Ärzte unzählige Frakturen und Weichteilverletzungen am Kopf und am Oberkörper. Der zuständige Staatsanwalt hat zusätzlich eine Quick-Tox-Untersuchung angeordnet; damit können bei Bedarf über 1500 Substanzen entdeckt werden. Der Staatsanwalt wird entscheiden, ob zusätzlich eine Autopsie oder eine umfassendere toxikologische Analyse angeordnet werden. Auch wann die Leiche freigegeben und damit der Familie für die Bestattung übergeben wird, liegt im Ermessen des Staatsanwaltes. Die Rechtsmediziner haben wie die ermittelnden Polizisten eine beratende Funktion.

Zehn Fälle werden an diesem Tag am Rapport präsentiert. Über die meisten wird diskutiert. Die einzelnen Ärztinnen und Ärzte liefern Inputs für weitere Untersuchungen und stellen Fragen, die auf kriminalistischen Ehrgeiz schliessen lassen. «Wir Rechtsmediziner fragen immer, ob sich ein Fall tatsächlich so abgespielt hat, wie es scheint», erklärt Rosa Maria Martinez. Ein gewisses Mass an Misstrauen müsse man in diesem Job mitbringen. «Wenn in einer Abklärung bereits alles geklärt zu sein scheint, entdecken wir manchmal ein Puzzleteil, das alle bisherigen Vermutungen zunichtemacht. Die Ermittlungen können dann unter Umständen wieder fast von vorne beginnen.»

Entscheidende Puzzleteile

Ein aktueller Fall dreht sich um eine Schlägerei zwischen zwei Männern. Beide wurden verletzt, und sie beschuldigen sich gegenseitig. Auf die Leinwand im Rapportzimmer werden Fotos

Die Ärztin findet die Kombination aus Medizin, Kriminalistik und juristischen Aspekten spannend.

des einen Mannes projiziert. Zu sehen ist eine Wunde am Kopf – einmal vor und einmal nach dem Nähen im Spital. Wie die Verletzung entstanden ist, bleibt aufgrund der Aussagen der beiden Kontrahenten unklar; keiner will eine Waffe benutzt haben. Martinez wirft in der Diskussion ein, die Wundränder seien derart glatt, dass ein Messer im Spiel gewesen sein könnte. Der für den Fall zuständige Kollege wird diesen Verdacht an die Staatsanwaltschaft weitergeben.

Rosa Maria Martinez mag es, in minutiöser Kleinarbeit und mit analytischem Denken nach wichtigen Puzzleteilen zu suchen. «Die Kombination aus Medizin, Kriminalistik und juristischen Aspekten finde ich total spannend», erklärt die 42-jährige Zürcherin, die ursprünglich in der Basler Pharmaindustrie eine Lehre als Biologie-Laborantin absolvierte. Nach der Berufsmatur studierte sie Medizin und erwarb den Facharzttitel für Rechtsmedizin. Was sie antreibe, sei der Wunsch, Gerechtigkeit herzustellen, sagt sie. «Bei Verstorbenen ist es der letzte und bei Lebenden ein wichtiger ärztlicher Dienst, den wir ihnen erweisen.»

Überraschende Entdeckungen

Als Bereichsleiterin am IRM hat Martinez zusammen mit ihren Facharztkollegen auch die Aufgabe, den Nachwuchs auszubilden und die Forschung, etwa zu «Virtopsy», weiter voranzutreiben. Die angehenden Ärztinnen und Ärzte sollen von den Diskussionen profitieren, die sich während des Rapportes, aber beispielsweise auch im Korridor vor der Wohnung des toten Mannes entspinnen. Sie sollen lernen, die wichtigen Fragen zu stellen und nichts zu vergessen, was für die Beweissicherung von Bedeutung sein könnte.

Das IRM-Team ist nach der Legalinspektion in der City ins Institut zurückgekehrt. Der Leichnam des Mannes, der einsam gestorben ist, trifft nur kurze Zeit nach den Rechtsmedizinern auf dem Uni-Campus Irchel ein. Er wird mitsamt dem Leichensack, in dem er vom Bestattungsamt transportiert wurde, auf den Schragen des CT-Geräts gebracht. In einem benachbarten Raum wertet eine Fachärztin für Radiologie die Bilder sofort aus: Sie findet keine Hinweise auf eine Fremdeinwirkung, die zum Tod des Mannes geführt haben könnte.

Hingegen entdeckt sie, dass der Mann eine künstliche Herzklappe und offenbar eine Operation am Darm hatte; die Naht wurde mit Clips verschlossen, die auf den CT-Bildern sichtbar sind. Diese Indizien können, ebenso wie das Gebiss, bei der Identifikation des Toten hilfreich sein. Noch ist nicht geklärt, ob es sich bei dem toten Mann tatsächlich um die in der Wohnung gemeldete Person handelt. Es wird nun eine Aufgabe der Polizei sein, Kontakte zum letzten behandelnden Zahn- beziehungsweise Hausarzt herzustellen und dort sowie bei Spitälern nach radiologischem Vergleichsmaterial zu fragen.

Blitzblanke Autopsiesäle

Fälle von Menschen, die einsam zu Hause sterben und längere Zeit nicht gefunden werden, gebe es in Zürich leider immer wieder, sagt Rosa Maria Martinez. Dieser Umstand sei auf die Anonymität in einer Grossstadt zurückzuführen. Im konkreten Fall nimmt sie nicht an, dass der Mann noch längere Zeit lebte, nachdem er zusammengebrochen war. «Meine Kollegen haben in der Wohnung keinen Hinweis gefunden, dass er versucht hätte, sich zu bewegen und Hilfe zu holen.» Der Montag sei jeweils der Tag, an dem die Arbeitslast im IRM am grössten sei, erzählt Martinez. Dann würden regelmässig sechs bis sieben Obduktionen durchgeführt, denn am Wochenende werde in der Regel nicht obduziert. Gegen Abend leeren sich die zwei Autopsiesäle, in denen maximal drei Leichname gleichzeitig obduziert werden können. Alles sieht danach wieder blitzblank aus wie in einem Operationssaal.

«Mir persönlich ist es wichtig, sauber zu arbeiten und Ordnung zu halten», sagt Rosa Maria Martinez. Das methodische Vorgehen auch im Autopsiesaal entspreche ihrem Charakter, da sie eher ein «Tüpfelschüssler» sei. Eine saubere, systematische Arbeitsweise sei sie aber auch den verstorbenen Personen schuldig, die sie obduziere. «Es ist für mich ein Ausdruck meines Respektes.»